

© des Titels »Mogadischu« (978-3-7423-0504-6)  
2017 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

Diana Müll mit Christine Bode

# MOGADISCHU

Die Entführung der »Landshut«  
und meine dramatische Befreiung

riva

*Dieses Buch widme ich meinen Eltern, Erika und Dieter, und meinen Geschwistern, Markus, Thorsten und Stefanie, die damals zu Hause fünf Tage durch die Hölle gegangen sind und das bis heute nicht vergessen können. Ich hatte nie den Mut, ihnen die ganze Geschichte zu erzählen. Dies soll das Buch nun ändern.*

*Ein ganz besonderer Dank gilt allen, die meiner Familie in diesen traumatischen Tagen beigestanden haben.*

*Ohne die mentale und emotionale Unterstützung, die Gebete und Hilfe jedwelcher Art wäre das Durchhalten der Situation schier unmöglich gewesen.*

*Diana Müll*

© des Titels »Mogadischu« (978-3-7423-0504-6)  
2017 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

# Vorwort

W arum dieses Buch?

Die Fakten sind bekannt. In unzähligen Filmen, Dokumentationen, Büchern und Artikeln kann man sie bis heute nachlesen. Wir möchten die menschliche Geschichte zwischen den allgemein bekannten Geschehnissen erzählen.

Über 80 Menschen wurden an diesem 13. Oktober 1977 unfreiwillig zu Opfern, zu Geiseln, sie wurden tyrannisiert und mit dem Tode bedroht. Jeder von ihnen trägt auf die eine oder andere Weise bis heute an diesem alpträumerhaften Erlebnis. Jeder von ihnen könnte seine eigene Geschichte erzählen und sie wären alle unvergleichlich individuell.

Diana Müll ist eine von ihnen und für sie ist dieses Buch nach mehr als 30 Jahren eine letzte Therapie. Eine Chance, dem Erlebten, das sie hier zum ersten Mal so

ausführlich wie noch nie in ihrem Leben schildert, noch einmal zu begegnen und es damit im besten Falle wieder ein Stück mehr zu verarbeiten. Begleiten wird sie diese Erfahrung noch für den Rest ihres Lebens, aber sich ihr in dieser Weise zu stellen und sie in allen schmerzhaften Details aus dem Dunkel des Verdrängens zu holen, war ein Wunsch und ein Weg, der ihr geholfen hat.

Ich lernte Diana Müll anlässlich eines Features kennen, dass ich mit ihr für das Radio machte. Dafür führten wir ein Interview über etwa zwei Stunden. Diese Begegnung mit ihr und ihrer Geschichte hat mich nachhaltig berührt und beschäftigt. Viele Interviews hatte sie bis dahin schon gegeben, in Zeitungen, im Rundfunk und im Fernsehen, und das tat sie auch bei mir mit einer professionellen Distanz, die das ganz persönliche Leid, die Angst und die Ohnmacht, die sie als junge Frau von 19 Jahren damals durchlebt hatte, nur ansatzweise erahnen ließ.

Im Anschluss kam in ihr der immer stärker werdende Wunsch auf, ihre Erlebnisse in einem Buch zu schildern. Dafür suchte sie einen Autor. Für mich bot sich damit nicht nur eine spannende Aufgabe, sondern die große Herausforderung, diesen Weg in die Vergangenheit mit ihr gemeinsam zu gehen und zu versuchen, mich in die Gefühle, die Todesangst und den immer währenden Schre-

cken hineinzusetzen, um das eigentlich Unvorstellbare in Worte zu fassen.

Wir verbrachten in den kommenden Jahren unzählige Stunden damit, in Interviews diesen Weg nachzuzeichnen, uns ihrer ganz persönlichen Geschichte zu nähern, und immer wieder blieb bei mir diese Frage: Wie kann ein Mensch eine solche Tortur physisch und psychisch überleben? Darauf gibt es sicher mehr als eine Antwort und bestenfalls ist es uns gelungen, mit dem Buch eine für den Leser erkennbare Möglichkeit zu finden.

Die größte Bereicherung an dieser Arbeit war für mich die Erkenntnis, die sich wie ein roter Faden durch Diana Mülls Geschichte zieht, dass der unbedingte Wille zum Überleben auch in den scheinbar ausweglosesten Situationen immer einen Platz für Hoffnung lässt.

*Christine Bode*

*Oktober 2011*

© des Titels »Mogadischu« (978-3-7423-0504-6)  
2017 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

## 13. Oktober

# Der Weg ins Dunkle

Mit quietschenden Reifen hielt der klapprige graue Kleinbus vor dem Terminal am Flughafen von Palma. Dabei war der Wagen auch so schon auffällig genug. Auf seinem Dach war ein riesengroßer grau-weißer Zepelin montiert, der quasi die ganze Länge des fahrbaren Untersatzes ausmachte. Mit großen schwarzen Lettern war unübersehbar der Name »Graf Zeppelin« auf den grau lackierten Untergrund gepinselt.

Wer allerdings glaubte, dieser kuriose Aufbau sei ein Werbegag für eine Flugschule, lag falsch. Jeder Einwohner, aber auch jeder Tourist, der schon mehr als einmal auf Mallorca gewesen war, wusste, dass das »Graf Zeppelin« nicht nur eine, sondern die angesagteste Diskothek in Palma war.

Auch ich hatte dort in der vergangenen Woche die Nächte durchgefeiert und durchgetanzt, zusammen mit sieben anderen jungen Frauen, alle zwischen 16 und 20 Jahren

alt. Alle hatten wir eines gemein: In einem vorhergehenden Urlaub auf Palma, in diesem Sommer 1977, hatte jede von uns einmal die wöchentliche Gaudi-Misswahl im »Graf Zeppelin« gewonnen und war zur Schönheitskönigin gekürt worden. Für uns junge Mädchen war das natürlich ein Riesenspaß gewesen, der dann, als wir schon längst wieder zu Hause waren, noch übertroffen werden sollte.

Denn Manfred und Uschi Riek, die Besitzer des »Graf Zeppelin«, beide ausgewanderte Deutsche in den 30ern, hatten alle Schönheitsköniginnen dieser Saison eingeladen, auf ihre Kosten noch mal für eine Woche nach Palma zu fliegen.

Die Einladung war sicher nicht ganz uneigennützig, denn die Misswahlen im »Graf Zeppelin« waren ein echter Publikumsmagnet und nun konnte Manfred damit werben, dass sich in dieser Woche gleich acht Schönheitsköniginnen auf einmal in seinem Laden tummelten. Wie auch immer, für mich war das natürlich die Sensation, denn von meinem kleinen Gehalt – ich hatte zu Hause in Giessen gerade einen neuen Job begonnen – hätte ich mir einen weiteren Urlaub nicht leisten können.

Unsere Gastgeber hatten uns in dieser Woche mit einem Rundumprogramm nach Strich und Faden verwöhnt und weil sie zudem auch ein sorgsames Auge auf uns junge Hühner hatten und für uns immer ansprechbar waren,

hatte der Aufenthalt bei ihnen schon fast etwas familiäres. Tagsüber Wasserski oder Bootstouren auf dem Meer, abends Gratisdrinks und jede Menge Spaß im »Graf Zeppelin«. Unsere Hotelbetten erreichten wir kaum vor vier oder fünf Uhr morgens.

Die letzte Nacht vor unserem Abflug hatten wir alle durchgemacht, denn zu Hause wartete jetzt wieder der Job, die Ausbildung oder die Schule und da wollten wir natürlich jede freie Minute mitnehmen. Entsprechend übernächtigt und völlig überdreht flossen dann beim Abschied von unserer Gastgeberin Uschi die Tränen. Keiner wollte wirklich weg. In den vergangenen acht Tagen hatten wir jede Menge Leute kennengelernt, sowohl Einheimische als auch andere Touristen, und so nahm das Verabschieden kein Ende.

Gegen 13.00 Uhr an diesem sonnigen Donnerstag sollte unser Flieger nach Frankfurt gehen und wir waren schon verdammt spät dran. Schließlich musste uns Uschi wie eine aufgescheuchte Schar von Hühnern zusammentreiben und eigenhändig ins Auto setzen, sonst wäre aus unserer Abreise gar nichts mehr geworden. Wie hätte sie in diesem Moment auch ahnen können, dass ein verpasster Flieger, im Gegensatz zu dem, was uns an Bord erwarten würde, so ziemlich das kleinste Problem der Welt gewesen wäre.

Nachdem Manfred ordentlich Gas gegeben und die Strecke zum Flughafen mit acht völlig überdrehten und kichern-den Weibern wahrscheinlich in Rekordzeit zurückgelegt hatte, waren wir nun endlich da. Jetzt sprangen alle aus dem Wagen. Im Laufschrift rannten wir in die Abflughalle und dann das: Die Schalter waren bereits geschlossen. Das Flugzeug sei längst startklar, erklärte eine leicht gereizte Check-in-Mitarbeiterin mit missbilligendem Gesichtsausdruck. Doch sie hatte eben unseren Manfred noch nicht in Fahrt erlebt. Der fackelte nicht lange, ließ sich ihren Vorgesetzten geben und verschwand mit dem Mann in einem Büro. Nach kurzem Wortwechsel war alles klar. Wir wurden ruckzuck durch die Kontrollen gewunken und hetzten dann über die Gangway. Gerade so konnten wir Manfred noch über die Schulter ein »Tschüss und Danke-schön« zurufen, dann war er schon aus unserem Blickfeld verschwunden.

Aus dem Augenwinkel bemerkte ich plötzlich, dass wir nicht die einzigen Nachzügler waren. Mit uns hastete ein weiteres Pärchen in Richtung Flugzeug. Wie wir konnten auch sie fast unbehelligt die Kontrollen passieren, weil der Flieger eben längst startbereit war und wir alle nun so schnell wie möglich an Bord kommen sollten. Ein folgenschwerer Fehler, wie sich nur wenig später herausstellen sollte.

Ich schätzte die beiden auf Mitte bis Ende 20. Wie ich erfuhr, waren sie nur wenig älter als wir. Beide sahen ausländisch aus, aber zuordnen konnte ich sie nicht. Sie war eine kleine, hübsche, zierliche Frau mit feinen Gesichtszügen und halblangem schwarzen Haar. Er war auch nicht besonders groß, aber drahtig und schlank. Dicke pechschwarze Haare umrahmten sein Gesicht mit den dunklen Augen und einem Schnauzer, sein Blick war durchdringend. Das Auffälligste an dem Fremden aber war sein Jackett: für die Hitze viel zu warm, aus dicker Baumwolle und lila kariert. Es hätte einem Komiker bei einem Bühnenauftritt alle Ehre gemacht, aber an ihm sah es einfach nur völlig deplatziert und unfreiwillig komisch aus.

Überdreht und albern wie wir waren, mussten wir selbst im Eilschritt gleich ein paar lästerliche Bemerkungen darüber loswerden und liefen kichernd die letzten Meter zum Flieger. Später habe ich mich immer wieder gefragt, ob der Mann möglicherweise registriert hatte, dass auch ich mich über ihn lustig gemacht hatte. Denn schließlich war er es, der uns nur wenig später in eine tagelange Hölle aus Terror und Todesangst schicken sollte.

In der Maschine angekommen, bedachte uns so mancher der Passagiere mit entnervtem Blick, denn schließlich hatten alle auf uns warten müssen. Uns ließ das völlig

kalt. Wir waren nach wie vor in Feierlaune und hatten auch nicht vor, uns die verderben zu lassen.

Meinen Platz fand ich relativ weit hinten in der Economy-class. Ich setzte mich an den Gang und ließ Martina den Fensterplatz. Sie war auch eine der Schönheitsköniginnen, kam aus Dortmund und war in dieser ausgelassenen Woche auf Mallorca meine Freundin geworden.

Mit ihren knackigen 16 war Martina drei Jahre jünger als ich. Ihre Eltern hatten eine gut gehende Kneipe, in der sie aushalf und sich so nach der Schule ein wenig Geld verdiente. Eine Lehre hatte sie noch nicht in Sicht, und dazu drängte sie auch niemand. Sie war wohl eher der Typ »verwöhntes Einzelkind«, aber unheimlich lebensfroh, lustig und großzügig. Weil ich viel weniger Geld im Urlaub ausgeben konnte, hatte sie mich immer wieder eingeladen, ohne dafür irgendetwas zu erwarten.

Keine von uns acht Schönheitsköniginnen hatte vor unserer Ankunft in Palma die anderen gekannt. Doch als ich Martina sah, da hatte es irgendwie auf Anhieb gestimmt. Ich spürte so etwas wie eine Seelenverwandtschaft mit dieser außerordentlich hübschen, hochgewachsenen, jungen Frau. Mit ihr hatte ich in dieser ausgelassenen Urlaubswoche das Hotelzimmer geteilt und wir waren schnell so unzertrennlich geworden wie siamesische Zwillinge. Wir

waren beide genauso verrückt auf Partys und Tanzen, wir flirteten auf Teufel komm raus, hatten zusammen jede Menge Spaß und waren eigentlich nie vor Tagesanbruch im Bett. Nicht einmal hatte es in diesen acht Tagen irgendwelche Misstöne zwischen uns gegeben, auch wenn ich die größere Klappe hatte und der ansonsten viel stilleren Martina mit meinem ewigen Geplapper bestimmt manches Mal auf den Nerv gegangen bin.

Unsere Lufthansamaschine, die »Landshut«, startete jetzt durch, und als sie den festen Boden verließ und in die Luft stieg, war es wieder da: dieses kribbelnde, teils aufregende, teils beängstigende Gefühl, wenn die Schubkraft einen förmlich in den Sitz drückt. Die Bordbesatzung stellte sich vor, die Stewardessen demonstrierten die Sicherheitshinweise, wir warteten nur auf den Servierwagen und als er endlich kam, genehmigten wir uns erst einmal ein Gläschen Sekt. Als die Lichter für das Anschnallen in der Konsole über uns erloschen, kamen gleich ein paar von den anderen Mädels aus ihren Sitzen zu uns rüber, damit wir uns besser unterhalten konnten. Wir plauderten belangloses Zeug bis unser Blick erneut auf den Ausländer im lila karierten Sakko fiel. Er und seine zierliche Begleiterin saßen in der gegenüberliegenden Sitzreihe hinter uns. Klar, dass es nicht lange dauerte und wir wie-

der mit albernen Bemerkungen über das sonderbare Outfit des Mannes loslegten.

Dann kam das Essen und lenkte uns davon ab. Martina und ich hatten unsere Tablett auf dem Klappstisch gerade aufgemacht, eines von den Mädels stand noch immer bei uns, sie hatte sich im Gang an meinen Sitz gelehnt und einen Ellbogen auf die Kopfstütze gelegt, als sie urplötzlich einen derben Stoß von hinten bekam und fast auf meinem Essen landete.

Erschrocken sahen wir auf und erkannten das ausländische Pärchen, das wild gestikulierend in Richtung erster Klasse rannte. Die zierliche Frau vorneweg und er, dessen Jackett uns eben noch so amüsiert hatte, hinterher. Dann sah ich es, der Mann hatte eine Pistole in der Hand und außerdem ein graues eiförmiges Ding, das ich zuvor noch nie gesehen hatte. Erst später wusste ich dann, dass das eine Handgranate war. Ich starrte jetzt jedoch nur auf die Pistole und in meinem Kopf explodierten die Gedanken.

Für mich war klar: Die beiden waren irgendwie in Streit geraten und jetzt wollte er sie erschießen. Doch warum?

Sie hatten sich doch noch nicht einmal unterhalten. Die ganze Zeit, als wir uns über ihn lustig gemacht hatten, hatten die zwei nur still nebeneinander gegessen. Was war geschehen?

Dann fiel mir ein: Jemand hatte mir mal erzählt, wenn einer im Flugzeug einen Schuss abfeuert, der nach außen dringt und die Hülle verletzt, dann stürzt die Maschine sofort ab. Ich wurde panisch. Würde dieser Wahnsinnige es wirklich riskieren? Wenn er schießt, hoffentlich trifft er dann auch sie und nicht das Flugzeug. Wir konnten nicht reden, wir waren einfach im Schockzustand und starrten nur auf die beiden Rücken, die dann schnell aus unserem Blickfeld verschwanden, ohne dass ein Schuss fiel. Offenbar waren sie vorne angekommen, denn jemand brüllte auf einmal so bestialisch laut über die Bordanlage, dass wir alle wie vom Schlag getroffen zusammenfuhren. Ich starrte Martina nur fassungslos an. Ein Kauderwelsch aus Englisch mit arabischem Akzent prasselte auf uns nieder, das einzige Wort, das ich verstand, war »Hijacking«.

Mir blieb fast das Herz stehen. Mein Verstand weigerte sich hartnäckig, das Geschehen als Realität anzuerkennen. Es konnte doch nur ein schlimmer Traum sein. Nicht mehr, auf keinen Fall mehr!

Mein Englisch war schlecht. Ich stieß Martina in die Rippen, die leichenblass neben mir saß. Sie sollte für mich das unerträgliche Gebrüll übersetzen, doch da war es auch schon vorbei. Dann ging alles ganz schnell.

Der Vorhang zur ersten Klasse im vorderen Teil des Flugzeugs wurde aufgerissen und wie Vieh wurden die Passagiere, die dort gesessen hatten, zu uns nach hinten getrieben. Diese Gesichter, erstarrt in Fassungslosigkeit, Angst und Schrecken, kann ich bis heute nicht vergessen.

Hinter ihnen eine relativ große, arabisch aussehende Frau, untersetzte Figur, lange, dicke, schwarze Haare und große, dunkle, durchdringende Augen. Sie zielte mit einer Pistole auf die Menschen und gab die Kommandos. In der anderen Reihe machte ein kleinerer, ebenfalls dunkelhaariger Mann mit eher südländischem Aussehen denselben Job, auch er war schwer bewaffnet. Sie stießen die Männer, Frauen und Kinder in die leer stehenden Sitze. Die jungen kräftigeren Männer wurden durchsucht und mussten sich dann direkt ans Fenster setzen, damit sie keinesfalls schnell aus den Sitzreihen herauskommen konnten.

Mein Blick hing an den Waffen unserer Entführer. Ich war wie erstarrt, wie eingefroren in diesem Moment, den ich nicht fassen konnte, nicht wahrhaben wollte.

Außer den gebrüllten Kommandos der beiden Araber, die wie Hagelkörner auf uns einprasselten, war kein Laut zu hören. Noch nicht einmal die Kinder weinten.